

Der Sturmgesang der Liebe.

Roman von Robert Heymann.

(18. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

„Zwei Tage früher hatte Ruth ihren Bruder besucht. Sie konnte sich nur kurze Zeit aufhalten und auch ihm blieben nur wenig Stunden zu einer Aussprache. Ruth war sehr aufgeregt und erzählte in einem Atem.“

Zuerst wollte er alles wissen, was die Mutter und den Vater betraf. Dann ließ er sich von ihr berichten. Ueber sich selbst schwieg er sich aus. Schließlich fragte Ruth zögernd, was er wohl dazu sagen würde, wenn sie sich mit Rudolf von Friedrichswert fürs Leben binden würde. Sie setzte schnell hinzu:

„Ich habe so viel gut zu machen, so unendlich viel. Er lächelte, wie sie es sonst nie an ihm gesehen hatte.“

„Ich habe es damals schon geahnt . . . und seit wann hätte jemand aus dem Geschlechte der Remmert gefragt, was er tun und lassen dürfte. . . aber deswegen, weil Du etwas gut zu machen hättest, Ruth, dürftest Du Dich nicht binden. Ehen, die aus Mitleid geschlossen werden, taugen nichts.“

„Das mag seine Richtigkeit haben,“ entgegnete sie mit leitem Lächeln. „Aber ich liebe ihn.“

Da legte Joachim den Arm um ihre Schultern und küßte sie auf die Stirn. Das war das erste Mal, soweit ihre Erinnerung reichte. „Du wirst glücklich werden, Ruth. Ich weiß es. Du hast so viel Vorrat an Güte und Mütterlichkeit in Deiner Jugend — das Schicksal hat Dich wohl dazu ausersehen, das wieder gut zu machen, was das Leben zwischen den Häusern Remmert und Friedrichswert gesündigt. Deine Liebe wird die Brücke über das Meer schlagen. Es wird eine gesunde Rasse werden, in deren Adern das schwärmerische Blut derer von Friedrichswert und die sichere Kraft der Remmert fließt.“

Sie gestand ihm, daß die Hochzeit schon in einigen Tagen stattfinden würde. Die Mutter wäre so gern gekommen; sie siehe dahin in der Sehnsucht nach ihrem Sohn. Aber der Vater sei krank, und auch er spreche immer von Joachim, der nun endlich einmal heimkommen könnte. . . Joachim hatte sich nicht darauf geäußert.

„Der Vater ist alt geworden über seinen Sohn, der landsflüchtig durch die Welt zieht,“ sagte die Schwester mit leitem Vorwurf. Darauf er:

„Sage Vater, in einem Jahr spätestens werde ich kommen. Ein Jahr wird es noch dauern. . .“

„Was? Bis der Tunnel gebaut ist?“

„Nein. Bis ich es überwunden habe. . .“

„Aber Du wirst es nicht in einem Jahre und nicht in einem Jahrzehnt überwinden, Joachim, ich kenne Dich.“

Nun fiel zum erstenmal der Name Renates. Ruth erzählte in einem Atem, was sie erlebt, und daß Renate ihn immer noch liebe, nie aufgehört

„Ahnungen und hielt sich nur an das, was sie sah und hörte und was ihrer Urteilskraft unterlag. Aber seit sie Joachim wiedergesehen, bedrückte sie die Vorstellung einer Katastrophe. Sie fühlte sich im Finstern, nach einem Ausweg tastend, ohne ihn zu finden. Bedrückten Gemütes kam sie nach Hause. Vor Vater und Mutter nahm sie sich noch zusammen. Mit geöffneten Lippen und leuchtenden Augen hörten die beiden Alten ihre Schilderungen, was er dort drüben leistete und wie großartig alles sei. . . Die Mutter wollte durchaus wissen, wie er aus sah, und Ruth wagte nicht zu sagen, daß sie in seinem jungen, üppigen Haar silberne Strähnen gesehen.“

Ihre Verheiratung mit Rudolf von Friedrichswert wurde in aller Stille gefeiert. Sie brauchten kein Abkommen treffen, keine jener vielen Möglichkeiten ins Auge zu fassen, wie es sonst bei Eheschließungen geschieht. Es sollte bleiben, wie es war. Jeder von ihnen behielt seinen Wirkungskreis. Von einem zum andern führte ja das feine Verständnis ihrer gegenseitigen Charaktere; die Liebe war die bindende Brücke.

„Ich denke mir nämlich die Ehe nicht so, Rudolf, daß die Vereinigung durch ein Abschleifen der gegenseitigen Widersprüche zustande kommen müßte; ich glaube, man opfert oft gerade das Beste von seiner Individualität und sucht dann später vergeblich nach verlorenen Schätzen. Wir wollen gerade so bleiben, wie wir sind, und uns keine Konzeptionen machen außer der, daß wir uns lieben.“

„Damit machen wir uns ja jede,“ entgegnete Rudolf.

Sie traten eine große Reise an, nicht, um sich vor Boticelli, Rafael und Lizzian zum hundertsten Male zu versichern, daß sie sich liebten, sondern um in dem stillen Bewußtsein ihres gegenseitigen Ausgleichs das Leben zu erproben und nebenbei Studien zu machen, gemeinsam zu lernen, was ihnen höchstes Glück schien.

Ruth hatte jeden Versuch aufgegeben, in das Schicksal eingzugreifen, das riesengroß zwischen Renate und Joachim getreten war. Sie fürchtete sich fast davor. . .

Renate fand keine Zeit zum Briefschreiben. Nach einer kurzen Besserung hatte sich der Zustand der Gräfin von Friedrichswert so verschlechtert, daß man an der bevorstehenden Auflösung nicht mehr zweifeln durfte.

Nia war zu dem Wetter Landeck-Salben nach Berlin geschickt worden und besuchte dort die Schule. Ihre frischen Briefe bewiesen, daß der Wechsel im Milieu ihrem kindlichen Gemüte gut tat. Nach ihrer Rückkehr wollten Rudolf und Ruth die Kleine vorläufig zu sich nehmen, bis sich eben auf Friedrichswert irgend etwas entschieden hatte. Denn daß man dort vor einer Entscheidung stand, war allen klar. Die Mutter war zu Renate zärtlicher geworden denn je. Sie wurde von

habe, ihm anzugehören, wenn auch nicht mit dem Leibe, so mit ihrer ganzen Seele. . . Joachim nickte.

„Das muß so sein.“

Mit dieser merkwürdigen Bemerkung schloß er Ruth über alles weitere den Mund.

Sie mußte wieder abreisen, aber froh war sie nicht über das Wiedersehen. Sie gab nichts auf



Major Franke, der neue Kommandeur der Schutztruppe für Deutsch Südwest-Afrika.

Major Franke wurde unter Beförderung zum Oberst-Leutnant zum Nachfolger des gefallenen bisherigen Kommandanten v. Heydebreck zum Führer der Schutztruppe für Deutsch Südwest-Afrika ernannt. Er steht gegenwärtig im 49. Lebensjahre und ist Ritter des Ordens Pour le merite.

Visionen und düsteren Vorstellungen gepeinigt. Nachts schreckte sie oft mit einem grellen Schrei empor und marterte Kenates Nerven. Sie hatte Erscheinungen; alle jene düsteren Vorstellungen, die ihr Aberglaube während ihrer Gesundheit gezeigt, traten nun in die Erscheinung und folgerten die Sterbende.

„Kind,“ sagte die Gräfin, „ich fühle, daß es mit meiner Kraft zu Ende geht. Ich wollte, ich könnte in Ruhe sterben.“

„Wir wollen nicht vom Tode sprechen, Mama, sondern vom Leben,“ entgegnete Kenate. Dabei kam ihr zum Bewußtsein, daß sie vom Leben am wenigsten sprechen konnte, denn sie war ihm ja ganz entfremdet.

„Nein, laß uns nur vom Tode sprechen,“ beharrte die Gräfin.

„Ich habe mich mit dem Gedanken ausgesöhnt und fürchte ihn nicht mehr so sehr wie früher...“ Dabei schauderte sie, denn sie tat sich Gewalt an. Nach einer kleinen Pause seufzte sie: „Wenn ich nur ruhig sterben könnte!“

Das hörte Kenate so lange, und immer las sie einen spitzen Vorwurf heraus, bis sie endlich fragte:

„Und warum könntest Du nicht ruhig sterben, Mama?“

„Weil Du mir das Leben verbitterst hast mit Deiner Weigerung, Kurt zu heiraten...“ Als Kenate sich abwandte, fuhr die Gräfin mit der aufflammenden Kraft der Ueberredung fort, die gerade Menschen am Ende ihres Lebens verliessen ist: „Ich kann nicht sterben, Kenate, so lange ich Dich nicht in seiner Hüt und in seinem Schutze weiß. Du kannst seinen Charakter nicht beurteilen. Du hast die Erfahrung nicht wie ich und stehst dem Leben fremd gegenüber. Ich lasse eine Schuld auf Erden zurück, wenn es mir nicht gelingt, Dich umzustimmen. Ich habe es ihm auch versprochen, und ich werde so lange nicht sterben können, bis Du nachgegeben hast...“

Dieses: ich werde so lange nicht sterben können, bis... wurde zu einer förmlichen Drohung, die für Kenate etwas Unheimliches barg. So zerrte die Sterbende an des Mädchens Kraft und Widerstand. Sie hatte eine Waffe, an der schließlic Kenates Selbsttreue zerichellen mußte: Die Kindesliebe: Kenate liebte die Mutter und machte sich Vorwürfe, daß sie der Sterbenden die letzten Tage vergiftete. So kam sie endlich so weit, Konzeptionen zu machen, halbe Versprechungen zu geben. Mit ungeahnter Energie hielt die Gräfin sie daran fest. Eines Tages trat plötzlich Kurt ins Zimmer. Der Gräfin ging es wieder schlechter. Der Arzt war vor einer Stunde gegangen, und der Priester ihm auf dem Fuße gefolgt. Er versuchte seine Vorstellungen mit der der Kranken. Sie hatte ihn für sich gewonnen. Vor dieser Bundesgenossenschaft mußte Kenate zum Schluß kapitulieren.

In Gegenwart des Priesters nahm die Mutter ihr den Schwur ab, nun, nach vierjähriger Brauterschaft, Kurt von Oldenscotts Frau zu werden. Kenate ergab sich.

Es schien wirklich, als könnte die Gräfin nicht sterben, bis alles geordnet war. In fieberhafter Eile wurden unter ihrem Antrieb die Vorbereitungen getroffen.

Kenate ging willenlos umher und tat, was ihr geheißn wurde. Manchmal stieg sie auf den Söller des Schlosses und stand dort eine Stunde; der Wind zerrte an ihren Schleiern. Sie blickte über das Meer, bis sie die Augen schmerzten. So hatte Penelope nach dem Gatten Odysseus ausgesessen. So war Sudrun gestanden in Hartmut's Gewalt und hatte auf Herwig gewartet und seine siegende Schlacht.

Mit müden Schritten stieg sie nieder und setzte ihre Vorbereitungen fort. Es war ihr, als rüstete sie sich zu des Lebens Ende. Zauderte sie, so traf sie der Schmerzranken, die unter arger Schmerzen litt, vorwurfsvoller Blick. Kurt von Oldenscott

war geschäftig, die letzten Hindernisse zu überwinden.

Eines Morgens im Sommer, da das Meer unvergleichlich schön vor den Dünen lag und die Insel sich wie weißgeleuchtet im Sonnenlichte abhob, rief die kleine Kapellenglocke die Gläubigen zur Hochzeit.

Obwohl Kenate wenig mit den Schiffern in Berührung kam, wußten sie doch alle ihre Geschichte. Wußten ganz genau von dem alten Jenz, daß sie Joachim Kemmert liebte, und hatten es ganz in der Ordnung gefunden, daß sie ihm die Treue hielt und wartete. Gab es doch Mädchen unter ihnen und auf den benachbarten Inseln, die hatten zehn und fünfzehn Jahre gewartet, bis der längst bei einem Schiffbruch tot Gelegte wieder zurückkehrte oder bis statt seiner der Tod als Freier kam.

Keiner von den Wissenden verriet ihr Geheimnis. Sie bewahrten es alle wie ihre eigenen Sachen; aber ein dumpfes Murren ging von Hütte zu Hütte, als die Hochzeit vorbereitet wurde.

Oldenscott hatte erwartet, die ganze Insel würde festlich geschmückt sein. Statt dessen traf er stumpfe, gleichgültige Gesichter. Niemand wollte feiern. Die Boote liefen genau so aus wie sonst, als wäre es ein gewöhnlicher Wochentag. Von dem neuen Herrn ließen sie sich nichts sagen; und geschmückt würde auch nichts, kein Haus und kein Weg.

Kenate merkte es nicht. Aber der Baron schämte darüber. Sein Entschluß stand fest, Schloß Friedrichswert sofort zu verkaufen, nachdem die Gräfin die Augen geschlossen. Kenate war viel schöner als je im weißen Hochzeitsschmuck. Die kleine Glocke der Kapelle, die so selten läutete, mahnte zur Feier. Aber nur die Frauen fanden sich ein — aus Neugierde, nicht im Festgefühl. Die Männer blieben trotzig fern. Der alte Jenz war ausgefahren und wollte vor acht Tagen nicht zurückkommen. Das war ein heldenmütiger Entschluß, denn die Gicht saß ihm in den Knochen. Klaas Kersten blieb in seinem Haus und ließ sich nicht sehen. So machten es die andern auch.

Noch am Tage vorher hatte Kenate einen schwachen Versuch gemacht, die Fesseln zu brechen. Es war zu einer letzten Aussprache zwischen ihr und Kurt gekommen. Er hatte versucht, sie zu küssen, aber sie hatte es ihm gewehrt. Er lachte brutal und jagte, wenn sie erst seine Gattin sei, dann würde sie sich das abgewöhnen. Da war wieder ein Schauer über sie gekommen.

„Du mußt doch wissen, Kurt, daß ich Dich nicht lieben kann, nie Liebe für Dich empfinden werde...“

„Ich habe auch nicht Liebe von Dir verlangt, und ich kenne viele, die ohne Liebe geheiratet haben...“

„Das ist doch aber fast so viel wie ein Handel und ein schmählicher Pakt.“

„So reden jene Leute, die Bücher über die Liebe schreiben, aber nicht vernünftige Menschen. Es genügt, wenn ein Mann seine Frau liebt und achtet.“

„Aber die Achtung muß doch gegenseitig sein. Wenn eine Frau ihren Mann vielleicht gar nicht einmal achtet...“

Kurt fuhr auf und posterte los, und fragte sie mit zornigen Augen, was ihr das Recht gäbe, seine Ehre anzugreifen. Darüber jammerte die Kranke und rief Kenate zu sich und machte ihr Vorwürfe, die zeitweise von Atemnot unterbrochen wurden. So schwieg Kenate gänzlich.

Von einer Nachbarinsel war ein Orgelspieler gekommen. In harmonischem Vollsang wiegten sich die Töne in der kleinen Kirche, huschten durch die offene Tür und verloren sich draußen in der klaren, linden Luft. Die Sonne lag über den Kliesen wie sonst. Das verwiterte Altarbild blickte auf Kenate nieder; aber Christus stieg nicht aus dem Rahmen, das letzte zu verhüten. Sie wartete auf ein Wunder und es kam nicht.

Vor vielen, vielen Jahren erzählte man — die einen jagten, es sei hundert Jahre her, die andern wollten sich noch daran erinnern — war einmal ein Schiffbruch gewesen, und da hatten sie einen Jüngling aus dem Meer gefischt, der war nach langer Krankheit wieder zu sich gekommen und hatte viele Zeit auf der Insel gelebt, bis er eines Tages, man weiß nicht wie, verschwunden war. Vorher hat über dem Altar nur ein silbernes Kreuzifix gestanden. Dieser Jüngling aber hatte ein Bild gemalt, das seitdem alle Fischer mit Andacht erfüllte und die Erinnerung an ihn lebendig hielt. Manche sagten zwar, es sei nicht mit rechten Dingen zugegangen und Gott hätte ihneg den Herrn geschickt, daß sie eine Freude in der Kirche und eine Erbauung hätten. Das Gemälde war eine Kopie des Rafael'schen Bildes: die Verkärung Christi.

Kenate konnte die Augen nicht davon wenden; sie hatte so oft über die ungleichen Vorgänge, die das Bild darstellte, nachgedacht:

Oben Christi Verkärung, der Erlöser zwischen Moses und Elias, auf dem Gipfel des Berges Tabor — und unten der unglückliche Jüngling in den Banden irdischer Knechtschaft.

Als nämlich der Herr, von den drei Jüngern begleitet, vom Berge Tabor kam, da fand sich bei den Leuten, die seiner Rückkehr harrieten, ein Jüngling, dessen Vater mit der Bitte ihm entgegenkellte:

„Herr, erbarme Dich meines Sohnes, des einzigen, den ich habe. Denn er ist mondjüchtig, und wird von einem stummen Geist arg gequält, der, wo immer er ihn angreift, ihn niedervirft, daß er schäumt und mit den Zähnen knirscht und starr wird; oftmals stürzt er ins Feuer und oft ins Wasser, und ich habe ihn Deinen Jüngern gebracht, daß sie den Geist austreiben, und sie vermachten es nicht.“

Jesus aber sprach: „Ich befehle dir, tauber und stummer Geist, gehe aus von ihm und kehre nimmer zurück.“

Da schrie es aus dem Jüngling auf, und er lag wie tot. Jener aber faßte ihn bei der Hand, richtete ihn auf und brachte ihn seinem Vater zurück.

So also war der Mondjüchtige die Verkörperung wilder Kräfte, die von seinem Leib Besitz ergriffen hatten; Jesus aber kam und sagte ein Wort, und er ward gesund. —

Die Orgel war verhallt, und eine Bewegung ging durch die Frauen. Kenate schreckte auf über des Priesters Frage. Sie zauderte und blickte auf das Bild über sich; aber nur ein Stüchgen der verwiterten Farbe bröckelte ab und fiel mit ganz leisen, kaum hörbarem Geräusch auf den Altar. Sie sagte ja. Und dann war es geschehen. —

Man hatte vereinbart, daß Kurt und Kenate am Abend abreisen sollten, und zwar auf Oldenscotts Nacht, in der er alles für die Aufnahme der jungen Frau vorbereitet hatte. Als Kenate aus der Kirche kam, stürzte ihr atemlos ein Vot entgegen; sie sollte sofort ins Schloß kommen, es ginge mit der Gräfin zu Ende. Sie beschleunigte ihre Schritte und kam atemlos an.

In dem Sterbezimmer war es düster. Jemand jemand hatte bereits eine hohe Kerze angezündet, die flackerte am Fenster. Am Fußende kniete der Priester und betete.

Kenate war zu spät gekommen. Ihre Füße waren wie Blei, und sie sank neben der Toten in die Knie — zu inbrünstigem Gebet. Der Tod hatte als Erlöser die Leidenszüge aus dem Gesicht der Gräfin getilgt und alle Härte darinnen aus-gewischt. Sie lag still und friedlich da, als wollte sie die Tochter segnen, daß sie ihr das Sterben erleichtert.

Oldenscott kam kurz herein und ging dann wieder. Ein Marrose seiner Mannschaft eilte geschäftig hin und her, um seine Befehle auszuführen. Die Nacht stach in See, um auf der nächsten Insel eine Depeche zu befördern. Kurt hätte am liebsten alles gleich ins Meine gebracht,



besonders die Vorbereitungen wegen des Schloßverkaufes. Er berechnete, die Uhr in der Hand, ob Nathan Giske wohl noch rechtzeitig eintreffen könnte; es war früh am Morgen, und wenn ihn das Telegramm zu Hause traf, so mochte es wohl sein, daß er bis zum Abend da war. Dann konnte er mit dem Matler die Sache noch durchgehen, ihm alles zeigen und die Bedingungen festlegen. Um keinen Preis der Welt wollte er länger auf der Insel verweilen. Er fühlte sich unsicher hier; er hatte wohl erkannt, daß die Schiffer ihn hätzten. Seine Feigheit gaukelte ihm schlimme Möglichkeiten vor; man möchte vielleicht gar einen Anschlag auf ihn ausüben. Wenn er erst auf seiner Yacht auf dem Meere schwamm, dann war die Brücke der Vergangenheit abgebrochen. Dann erst war er auch Renates völlig sicher.

Sie wich nicht aus dem Sterbezimmer, und er ließ sie gewähren, nachdem er vergebliche Versuche gemacht hatte, sie zu einem Rundgang durch die Insel zu bewegen. Die Nacht hatte ihre buntesten Fädenlein aufgesteckt und lustig flatterten im Winde die farbigen Wimpeln. Da kam um sechs, kurz, ehe die Dämmerung anbrach, Nathan Giske, der Matler, mit dem Motorboot an. Oldenskott jaulte den Priester und die Schwestern fort. Sie sollten in einigen Stunden wiederkommen zur Totenwache. Er sprach mit Nathan Giske die Angelegenheit durch und begab sich dann mit ihm ins Schloß, um ihn durch alle Räume zu führen und ein Inventar aufzunehmen.

Er hatte gewünscht, daß Renate, die sich ungekleidet hatte und nun ein schwarzes Gewand trug, gleich an Bord der Yacht ginge.

Sie hatte sich aber geweigert, denn sie wollte den letzten, schrecklichen Schritt bis ganz zum Ende aufsparen. Zum letztenmal hatte Oldenskott mit bösem Miß nachgegeben. Sie sah vor der Mütte des alten Jans auf der kleinen Bank und wartete. Die Sonne spiegelte sich in den blühenden Scheiben, und die paar mühsam in dem kleinen Gärtchen großgezogenen Blumen dufteten.

Sie sah ein Boot anlegen und einen Mann heraussteigen, während einer zurückblieb. Dieser Mann hatte eine gedrungene Gestalt und ging mit schnellen, aber unsicheren Schritten dem Schlosse zu. Sie schenkte ihm keine Beachtung und auch sein merkwürdiges Wesen fiel ihr nicht weiter auf. Die Dämmerung kam und breitete ihre Schleier über das Meer und über die Insel. Niemand zeigte sich. Kein Schiffer kam und bot ihr, wie sonst üblich, den Gruß. Sie saß ganz allein da und starrte über das Meer, und die Einsamkeit am sie her wuchs. Aber sie brachte ihr keine Weisheit und keinen Trost; sie fand sie losgelöst von allem Menschlichen in dumpfer Verzweiflung, die Geist und Seele in gleichem Maße seufzte. Nur dann und wann rang sich ein Gedanke in ihr durch; ich bin eine Friedrichswert, und es mußte so kommen.

Da sich niemand auf der Insel zeigte, so fragte auch den Mann, der sich mit schnellen, trippelnden Schritten dem Schlosse näherte, keiner nach Weg und Absicht.

Es war Max Edelmann. Vielleicht, daß er in dieser Stunde aus der Schwüle seines Wahnsinns erwacht war; vielleicht hielt er ihn mehr denn je umklammert. Niemand kennt die geheimsten Regungen der Menschenseele und eines Geistes, der so durch das Zammertal der Hoffnungslosigkeit geht wie der des Erfinders. Instinktiv hatte er sich auf seiner Flucht von Schottland nach Berlin gewandt. Die Strafe, in der sein Haus lag, war ihm noch düsterer und schmerzlicher erschienen denn sonst, das Haus noch grauer, die Scheiben noch blinder. An der Tür seiner Wohnung fehlte sein Schild, und statt dessen hing das eines anderen dort. Er zog ungestüm die Klingel. Man sagte ihm, Irma Edelmann sei ausgezogen. Neudung war er zur halbtauben Hausmeisterin geführt. Die tat nicht wenig erstaunt und meinte bösig, er hätte sich ja früher um sie kümmern können, und es hätte sich überhaupt

gehört, daß er wenigstens zur Beerdigung gekommen wäre.

Da war Max Edelmann getaumelt und hatte sich mit den Fingern an die Wand gestrafft. Aber weder träumte er, noch befand er sich in jenem Zustand, da die Kraft seines Gehirns versagte. Es war genau so, wie die Alte berichtete.

Jedes Ding auf Erden hat seine Grenzen, also auch das Leben, gar, wenn es unerträglich geworden ist; für Irma Edelmann war es unerträglich, seitdem sie ihr Kind ins Grab gebettet. Da hatte sich ein Tag gleich dem andern wie eine Last auf ihre Schultern gehäuft, bis sie es nicht mehr hatte ertragen können und fortgelaufen war. Da sich niemand um sie bekümmerte, hatte man nicht nach ihr gesehen und erst davon erfahren, als die Spree sie gefunden. Sie hatte einige Ersparnisse gemacht, und davon war die Beerdigung bezahlt worden.

Mehr konnte man ihm nicht sagen. Nur das war sicher, daß die Polizei Baron von Oldenskott verständigt hatte, und daß man nach seiner Adresse gesucht.

Da fiel es wie Schuppen von Max Edelmanns Augen. Erst taumelte er nach dem Friedhof, dann eilte er irr durch die Straßen und gestikuliert, lief hinter seinen Gedanken her und versuchte, sie einzufangen und zu ordnen. Allmählich konnte er sie aneinanderreihen. Er schlug sich vor die Stirne, daß er das Spiel nicht längst durchschaut, und daß er seinen furchtbaren Feind, der ihm alle teuflischen Gedanken eingepfimpft, nicht längst erkannt hatte. Kurt von Oldenskott hatte also gewußt, daß sie tot war und hatte es vor ihm verschwiegen. Er hätte sie retten können, sie hätte überhaupt nicht sterben brauchen. Der Baron hatte sie im Unglauben gelassen und ihn auch.

Warum? Warum das alles?

Weil Kurt von Oldenskott Joachim Kemmert hätzte, weil er ihn verderben wollte, und weil er dazu einen Sklaven brauchte, dessen er sich bedienen konnte, und dieser Sklave war er, Max Edelmann. Er hatte sich zum Werkzeug gebrauchen lassen, er war seit drei Jahren willig den verbrecherischen Ideen Kurt von Oldenskotts gefolgt.

Darum war er kein Sieger geworden, darum hatte sich Niederlage an Niederlage gereiht; statt des Triumphators war ein Knecht aus ihm geworden, ein Sünder, ein Verdammter, einer, der die letzten Stufen zur Hölle hinabgestiegen war — da ergriff der Wahnsinn wieder von Max Edelmann Besitz und jagte ihn ohne Aufenthalt davon, die Straßen hindurch zum Bahnhof, vom Bahnhof in die Eisenbahn und dann wieder zum Schiff und dann nach Friedrichswert.

All der glühende Haß, der künstlich in ihm großgezogen war, richtete sich nun gegen Kurt von Oldenskott. Alle Pfeile, die dieser verschleudert, prallten auf ihn zurück.

Da der Baron auch der Dienerschaft zu gehen geheißen hatte, so war niemand im Schloß. Max Edelmann hörte die Stimme des Verhafteten. Er hastete durch die unteren verlassenen Räume und streute aus, was er an Vorrat von seinem Pulver bei sich trug. Wenig. Aber er hatte für besseres gesorgt. In einem kleinen Handtoffer hatte er die letzte Hahneligkeit des ehemaligen Freiräuleins von Hallenstedt mit sich geschleppt, die man der Hausmeisterin zur Verwahrung gegeben und die sie ihm mit spöttischem Lächeln als Andenken überreichte.

Eine Petroleumlampe.

Das war Irma Edelmanns Vermächtnis gewesen. Ein Zufall — für Max Edelmann Bestimmung und Testament.

Mit hochgezogenen Lippen ging er von Möbel zu Möbel, von Diele zu Diele, von Zimmer zu Zimmer und schwenkte die Lampe. Darüber wurde es fast finster. Der Baron hatte in Herrenzimmer die Lichter angezündet und sich mit Nathan Giske an den großen Eschensisch gesetzt. Da breiteten sie ihre Papiere aus und schrieben und stellten Berechnungen an.

„Es wäre mir lieb, Herr Giske, wenn Sie den Verkauf mit allem Nachdruck betrieben. Ich will Ihnen auch eine besonders hohe Provision zusichern.“

„Was in meinen Kräften steht, will ich tun, Herr Baron.“

„Ich möchte mit den Erinnerungen, die sich mit hier verbinden, abrechnen und gar nichts mehr mit Friedrichswert zu tun haben.“

Nathan Giskes Feder flog schnell über das Papier. Mit einem Male hob er den Kopf und sagte:

„Herr Baron, es riecht nach Rauch.“

„Unfinn! Schreiben Sie, Herr Giske: Der Park mit drei Morgen . . . Sie haben Recht — es riecht nach Rauch!“

Er ging rasch zur Türe und stieß sie auf. Doch vor einer dicken, schwarzen Wolke, die ihm sogleich den Atem raubte und frei ihrer Fesseln, in den Saal brach, prallte er zurück. Im selben Augenblick stieg der Rauch durch das Fenster und flog durch das Zimmer, den Saal in Finsternis hüllend, sich über die Lichter legend und mit Bleigewichten auf Brust und Atmung hockend. Oldenskott verzuckelte kuckend, Luft einzuziehen. Er stürzte ans Fenster und schrie in die Nacht hinaus. Dann tastete er sich zum Tisch und rief nach Nathan Giske. Der antwortete von ferne. Da er das Schloß kurz vorher durchgegangen, kannte er die Bauart und war gleich in den schmalen Gang geeilt, der zur Hintertreppe führte. Die war noch zur Hälfte frei; in halber Höhe ritz er das Fenster auf und wagte den Sprung in den Garten. Er fiel auf weiche Erde und konnte die Flucht fortsetzen, als schon das Schloß in Flammen stand. Kurt von Oldenskott war weniger glücklich gewesen. Von dem Feuer geblendet und dem Rauch gepeinigt, drehte er sich um den Tisch und verlor die Richtung. Eine heisere Stimme antwortete auf seine Rufe. Er stürzte zur Türe, durch die der Rauch in dichtesten Schwaden eindrang, und tastete nach einem Körper.

Mit solcher Schnelligkeit hatten sich die Flammen über das Schloß verbreitet, daß man trotz der freien Lage das Feuer erst bemerkte, als es schon aus den Fenstern schlug und zum Turm hinaufstiege.

Renate hatte sich enger in ihren schwarzen Mantel gehüllt in der Furcht vor der kommenden Nacht. In letzter Hoffnung hatte sie Möglichkeiten erwogen, die sonst ihr völlig fremd gewesen . . . wenn ein Sturm käme und ihn und mich verschlänge oder das Meer plötzlich überretten würde . . . nur der Tod konnte noch retten . . . da drang mit einem Male schrill der Schreckensschrei der Fischer an ihr Ohr:

„Feuer auf Friedrichswert!“

Im selben Moment stieg, einem gigantischen Signale gleich, die Flammenfäule hoch zum Firmament. Atemlos und gehebt eilte Renate dem Schlosse zu. Die Fischer stürzten herbei, von Hand zu Hand ging der Eimer in ohnmächtigem Beginnen den Elementen gegenüber.

(Schluß folgt.)

Wiedergeburt.

Roman von Anna Kiedel.

(10. Fortsetzung u. Schluß)

(Nachdruck verboten.)

15. Kapitel.

Der Morgen stieg herauf. Als der Mond unterging, behielten die Nebel wieder die Oberhand. In dichten, weißen Schwaden lagerten sie auf dem Boden und hüllten das spärliche Herbstgras der Wiese in ein silbernes, klares Grau. Die Büsche und Sträucher in den Knicks breiteten gleich unförmigen Gespenstern ihre konturenlosen Arme in die undurchsichtige, wasserschwere Atmosphäre. An einzelnen entblätterten Zweigen schwanken lange, weiße Marienfäden und warteten

auf einen Luftzug und einen hilfshereiten Sonnenstrahl, der sie frei machen und hinaus-tragen sollte in das weite Herbstgelände, daß sie wieder einmal das alte Sterbelied von des Sommers Tod verfländen konnten.

Durch die dicke Nebelschicht ging Doktor v. d. Heide. Er ließ den „Frischen Krug“ hinter sich zurück, und verfolgte von den Blicken der braunen Lene schritt er zu dem Fleck, der gestern Abend zwischen ihm und seinem Gegner verabredet worden war. Die Luft war zu dick, und die Neugierige gab ihren Beobachtungsposten bald auf. Sie hatte sowieso das Interesse an dem schweigsamen Fremden verloren, der ihr nicht einmal ein Trinkgeld gab. Kein freundliches Wort und kein Trinkgeld! Da war es mit ihrer Hochachtung vorbei. Sie war es anders gewohnt.

So wanderte denn der Mann mit gekentem Kopf völlig unbeachtet zum Dorf hinaus. Der übliche ländliche Lärm der frühen Morgenstunde hallte wie aus weiter Ferne zu ihm herüber. Er hörte das Brüllen der Kinder aus den eben geöffneten Stalltüren, das Krähen einiger junger Hähne, Pferde wieherten bei ihrer Tränke am Dorfteich, und von einem großen Gehöft, auf dem ein paar diesjährige Diener wie allmächtige, himmelstürmende Riesen in die verstaubte Luft ragten, erscholl das monotone Surren und Summen einer Dreifachmaschine, und die Kommandostimme des Maschinisten flog schneidig in den Haufen der ländlichen Arbeiter.

Der Doktor ging vorüber. Das Wetter kam ihm überraschend. Wenn das nicht bald anders würde, konnte man ja gar nicht das Nötige sehen. Die Entfernung, die zwölf Schritte, war zwar unbedeutend, aber man sah ja ihm besten Willen heute morgen die Hand vor den Augen nicht. Wer hätte das bei dem gestrigen Sonnenuntergang gedacht! Warum hatte eigentlich der Kugelwechsel nicht gleich gestern Abend stattgefunden? Dann wäre die ganze Angelegenheit jetzt erledigt. So oder so. In der frostigen Nässe eines solchen Herbstmorgens, wo sich die Ermüderung gleich einer zähen schweren Lehmigkeit um die Herzen legt, war eigentlich eine Tat, die doch immerhin der Aufrechterhaltung eines Beides galt, ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Umding. Es fehlte eben jede Spur von Begeisterung oder auch nur Stimmung.

Er ergriff das in diesem Fall zunächst liegende Mittel und suchte sich das Bild der sterbenden Schwester vor Augen zu führen. Einfach, verlassen und entehrt! So war sie gestorben, und ihr letzter Ruf hatte dem Manne gekostet, der sich nach kurzem Liebesrausch niemals wieder um sie oder ihr Kind gekümmert hatte. Auch nicht einmal nach ihnen geforscht, wie er gestern selber eingestanden.

Aber alle Mühe, sich auf diese Weise in die für diesen Zweikampf geeignete Gemütsverfassung zu bringen, war vergeblich. Immer und immer wieder drängte sich ihm die lähmende Frage auf: War das, was er vorhatte, im Sinne seiner Schwester gehandelt? Darauf kam es doch im letzten Grunde an. Es war doch ihre Sache, für die er kämpfen wollte, und nur ihre, wenn er sie auch aus Familienrücksichten zu seiner eigenen machte. Und eine Stimme in seinem Inneren antwortete ihm: Nein! Nein!

Ihr Schicksal war das tausend anderer. Sie wurde geliebt und darauf verlassen. Der Menschheit ganzer Zammer lag in diesem Geschick, aber — mit einem Knall und einem Schuß Pulver, selbst wenn er in das verräterische Herz ging, war doch das große Elend nicht aus der Welt geschafft.

Er ging sehr langsam und zuweilen blieb er sogar minutenlang stehen. Vielleicht war es nur Täuschung seiner erregten Sinne, aber ihm kam es vor, als ob der Nebel immer dichter und undurchdringlicher würde. Was zum Teufel sollte denn das werden! Offenlich war Gryn so verständig und kam noch nicht, denn es war wahr-

haftig keine angenehme Situation, sich da halbe Stunden lang gegenüber zu stehen. Es wäre doch gescheiter gewesen, er hätte Sekundanten akzeptiert, er hatte nicht einmal im Ernst geglaubt, daß Gryn so ohne jedwede Einwendung auf seine schärfsten Bedingungen eingehen würde. Aber, mein Gott, ihm war doch natürlich darum zu tun, daß er erfuhr, wach Geistes Kind er in diesem Menschen vor sich hatte. Das also war der Mann, den seine Schwester so über alles geliebt hatte! Das! Er sah ihn deutlich vor sich, wie er gestern Abend in den Lichtkreis der ein wenig unzureichenden Lampe getreten war. Groß, schlank, ein wenig nach vorn übergebogen, ein interessanter, ja, es ließ sich nicht leugnen, ein bedeutender Kopf. Eine hohe, zurückweichende Stirn unter leicht ergrautem Haar. Die Nase sehr hoch gebaut und hervorpringend. Wo mochte die Familie herkommen? Da mußte von einer Seite romantisches Blut hereingeflossen sein. Der Doktor war all sein Lebtag ein wenig stolz auf seinen scharfen Blick für Rasse und Art gewesen. Dies lange, magere Gesicht mußte einen kapitalen Schädel ergeben. Das war etwas für einen Anatomen.

Plötzlich suchte er zusammen. Vor ihm lag das kleine Launenwäldchen. Wie eine dunkle, schwarze Wand hinter einem unburdhringlichen Nebelmeer tauchte es vor ihm auf. Er zog die Uhr. Die Zeit war da. Sein Herz stockte. Es ward Ernst. Er trat ans Hecktor und blickte noch einmal rückwärts. Sein Blick glitt in die verhäulte, flache Landschaft, die sich vor ihm ausbreitete. Er galt dem Leben, seinem Weib und den Kindern. Seine Lippen zuckten; ein feuchter, kindlich-trenherziger Ausdruck trat in seine Augen, dann drehte er sich traurig um und schritt in den Wald hinein. Nebel und Traurigkeit lagerten auf seinen Schultern.

Die Schneie war ein schnurgerader Weg, der zwecks Holzabfuhr durch die schlanken Tannen gehauen war. Sie lag etwas abseits und wurde selten von Fußgängern benutzt, nur im Frühjahr, wenn geholt wurde, war hier reges Leben, und die schweren Holzwagen schnitten tiefe Furchen in den aufgeweichten Sandweg. Der Boden war außerordentlich naß. Wie dicke, große Mengen feuchter Röhre hing der Nebel in und auf den Zweigen. Das heimliche Nieselregnen, das sonst zu allen Tageszeiten die Nester rührte, war verstummt, sie kiennten schwer und regungslos ihre Nadeln nieder. Uebrigens war die ungenügende Belüftung hier ganz offenkundig. Die Atmosphäre glich einem mit Dampf angefüllten Raume, und rechts und links gaben die schwarzen Stämme nächtliche Schatten.

Doktor v. d. Heide kniff die Augen zu. War das eine menschliche Gestalt dort hinten oder ein Baumstumpf? Er vermochte die Frage nicht zu entscheiden und ging ein paar Schritte vor. Dann fuhr er entsetzt zurück. Der trügerische Nebel hatte ihm die Gegenstände weiter fort vorgetäuscht, und unversehens stand er dem Erwarteten gegenüber.

Ein kurzes, hastiges und frostiges Grußwort. Der Doktor drehte sich eiligst um und ging zurück. Er setzte sich abseits auf einen Holzstumpf und dachte nach. Den Revolver in seiner Rocktasche hatte er beim Anblick des Gegners instinktiv umklammert. Er amete schwer und nahm den Hut ab. Er war wie überfät von vielen tausend winzigen Kröpfchen, auch sein Aermel und der Paletot schimmerten perlgrau. Wieder kniff er die Augen zu und blickte geradeaus, aber er sah nichts mehr, auch keinen dunklen Schimmer. Wahrscheinlich hatte sich auch der Gegner von seinem Fleck entfernt.

Doktor v. d. Heide erhob sich. Ja, es mußte doch eine Umabnung getroffen werden wegen des Aufschubes; und da er doch der war, der dieses Duell veranlaßt hatte, so war es auch seine Aufgabe, das bestimmende Wort zu sagen.

Wieder ging es ihm wie dorthin. Er machte ein paar Schritte, blickte rundum und stand abermals unversehens Herrn v. Gryn gegenüber.

„Der Nebel ist zu stark, ich halte eine halbe Stunde Aufschub für notwendig.“

Herr v. Gryn lehnte, die Hände auf dem Rücken, an einer Tanne. Bei des Doktors Anblick nahm er eine krasse Haltung an und sagte: „Ich werde warten.“

Der Doktor drehte sich um und ging abermals zu seinem stillen Baumstumpf. Er zog die Uhr heraus und behielt sie in der Hand. Dann senkte er den Kopf und blickte auf den mit tropfnassen Spinnweben überzogenen Herbstgrund, auf windverwehte, rostbraune Brombeerranken, von denen frohe Kinder wohl schon längst die blanken Früchte genommen hatten. Ein paar Krähen flogen mit scharfem, zänkischem Geträchz auf, und erst in der Gegend, wo sich die herbstlichen Stoppelselder breiteten, verlor sich ihr heiseres Rufen. Von der unfernen Landstrasse tönte das Rollen eines Wagens und Peitschengeknall. Einmal bellte auch irgendwo ein Hund. Es mußte dort sein, wo der Katen der Waldarbeiter lag, der Doktor war damals vor Jahren bei den Leuten aus- und eingegangen. Die Frau lag an Lungenentzündung krank.

Ich werde warten!
Er sah nach der Uhr. Eine Viertelstunde war bereits verstrichen. Sie hatte wenig genügt, der Nebel lag noch in gleicher Dichte. Trotzdem war es augencheinlich, daß heute noch ein schöner, sonniger Herbsttag würde.

Eine häßliche innere Unruhe hatte sich seiner bemächtigt und quälte ihn unbeschreiblich, um so mehr, als ununterbrochen, gänzlich ohne sein Zutun, in dieses innerliche Auf- und Abwogen Bilder aus seiner frühesten Kindheit vor die Seele traten. Sie zuckten blitzartig in seiner Vorstellung auf und schwandten, ehe er sie weiter ausmalen konnte. Immer war es das Bild der Schwester, die vor ihm stand, aber nicht als erblühtes, erwachsenes Mädchen, sondern als Kind, im Aermelschürzchen, mit zwei kurzen, stets etwas gelockerten schblonden Zöpfen, bald hier, bald da. In dem großen Esstisch dahinein, mit dem Schulbuch vor sich, oder auf der Treppe des Hauses bei ihren Puppen und dann, Seite an Seite, neben ihm in der Kirche auf der harten, schmalen Bank. Sie in einem weißen Kleide, und beide kräftelten in der dumpfen, kellerigen Luft und freuten sich heimlich auf den Augenblick, wo die Orgel ertönte und sie wieder in den warmen, hellen Sonnenschein hinausstreten konnten.

Und dann plötzlich, ohne Bild, ohne jeden weiteren Zusammenhang fühlte er ihre kleine Kinderhand in der seinen, wie sie sie nach ihrer Art ihm hinschob, heimlich und furchtsam, ihm, dem älteren Bruder.

Doktor v. d. Heide fühlte, wie eine Weichheit über ihn kam, die in dieser Stunde wirklich nicht am Plage war. Er sprang von seinem feuchten Baumstumpf auf und ging mit großen Schritten zwischen den nassen Gräsern des Weges auf und ab.

Ja, wenn wir mit dem Tode unterhandeln, dann stellt sich auch die Jugend, die Kindheit vor uns hin, auf daß der Kreis geschlossen werde. Ein Drittel aller derer, die auf dem Sierbelager liegen, beschäftigten sich mit Erinnerungen an die Kindheit.

Er machte kehrt und trat auf Herrn v. Gryn zu. „Die Zeit ist verstrichen und meines Erachtens ist auch der Nebel gestiegen.“

Herr v. Gryn lehnte noch immer an dem Baum, mit den Händen auf dem Rücken. Er richtete sich straff auf und heugte den Kopf zustimmend, aber sagte kein Wort.

Der Doktor wurde nervös. Mein Gott, wenn doch dieser Mensch nicht so entsetzlich passiv sein wollte!

Netzt mußten die Waffen wechselseitig geprüft werden. Er griff in seine Tasche und wickelte den Revolver aus dem Halsstuch, in das er ihn wegen der feuchten Luft eingeschlagen hatte.

„Haben Sie die Güte, zu untersuchen.“



Dann ärgerte er sich unbeschreiblich über seine geschmeidige Redeweise, und zugleich wollte es ihn dünken, als lege sich um des andern Mund ein ironischer Zug. Unwirsch riß er ihm das dargelegte rote Lederfäßchen aus der Hand und beschichtigte das zierliche, blanke Ding auf dem lila Samtgrund. Damit war wohl alles in Ordnung.

Die Waffen wurden wieder zurückgegeben.

„Herr v. Gryn,“ sagte Doktor v. d. Heide, „der Nebel ist allerdings merklich gestiegen. Es ist wesentlich heller geworden. Insofern liegt dem Zweikampf nichts mehr im Wege. Aber mir sind, während ich da saß, allerhand Gedanken aufgefliegen. Ich bin ein Mensch des praktischen Lebens und pflege für gewöhnlich nicht höhere Bedeutungen in kleinen Zufälligkeiten zu sehen. Immerhin, dieser Nebel heute morgen, ich meine — Der Doktor drehte sich bei diesen Worten um und blickte zur Erde. „Könnte es nicht doch mehr als ein bloßer Zufall sein? Und wenn schon das nicht, warum sollte er mich oder auch Sie nicht etwas lehren? Wenn wir Geduld haben und warten, kommt Licht und Klarheit. Es liegt ja auch über dieser Angelegenheit, um derentwillen ich hier bin, für mich noch ein dichter, trüber Nebel. Sollte es nicht möglich sein, daß ich auch Sie noch einmal in einem klaren, ich meine, mir verständlichen Licht sehe?“

Der Doktor sagte dies alles sehr stöckend und zögernd, und er war dunkelrot dabei geworden. Es war ganz unerkennbar, daß er mit seiner Verlegenheit kämpfte. Er brachte es eben niemals fertig, Dinge, die ihm ans Herz gingen, freimütig und unbesangen zu äußern. Jetzt lächelte er gezwungen, nickte ein wenig mit dem Kopf, machte eine gewaltsame Anstrengung und blickte dann sein Gegenüber mit diesem verlegenen Lächeln an. „Ja, ich wollte sagen — oder?“

„Wenn ich Sie recht verstehe,“ sagte Herr v. Gryn, „so wünschen Sie eine Erklärung meinerseits. Ich glaube aber kaum, Herr Doktor v. d. Heide, daß ich Ihnen noch etwas sagen kann, was ich Ihnen nicht bereits geschrieben habe. Ganz abgesehen davon, daß es in meinen Jahren unter allen Umständen eine diffizile Aufgabe ist, die verworrenen Fäden eines viele Jahre zurückliegenden Liebesverhältnisses zu lösen. Ich bin mir bewußt, heute ein anderer zu sein, als ich damals war. Auch Sie sind ein anderer. Nur Helene v. d. Heide ist die gleiche geblieben. Das Leben verwischt die Umrisse unsres Wesens, der Tod hebt sie schärfer hervor.“

„Ja, sagte der Doktor, „Sie deuteten schon in Ihrem Schreiben an, daß es Ihnen wie —“ er stockte wieder und blickte die Schneise entlang, wo sich die wasserschwere Atmosphäre langsam vor der Sonne hob, „ja, daß es Ihnen wie ein Nebel über jener Zeit zu liegen scheint. Aber trotzdem, ich meine, die Hauptsache, Sie müssen doch einen triftigen Grund angeben können, weshalb Sie meine Schwester damals verließen. Ich bitte um eine bündige Erklärung.“

Damit blickte der Doktor auf, senkte dann wieder den Blick, um nach einer Pause den Mann vor sich abermals forschend anzusehen. Seine Stimme war ganz leise vor innerer Erregung. Herr v. Gryn stand hochaufgerichtet und schien sehr ruhig, seine schönen, großen, braunen Augen mit dem bläulichen Ring in der Iris sahen in das tiefe Dunkel des Tannenwaldes.

„Eine bündige Erklärung, wie Sie sie wünschen, Herr Doktor v. d. Heide, kann ich Ihnen nicht geben.“

Nun wurde der Doktor merklich aufgeregt. Er zupfte nervös an seinem Schnurrbart.

„Das verstehe ich nicht. Eine jede Handlung hat doch eine Ursache. Wenigstens erkennen wir das nach Jahren. Verließen Sie sie um einer andern willen?“

„Nein!“

„Waren Uneinigigkeiten zwischen Ihnen vorgekommen?“

„Nein!“

„Sie liebten meine Schwester nicht mehr?“

„Nein, auch das nicht.“

Wieder peinliche Stille von beiden Seiten.

Endlich sagte Herr v. Gryn: „Herr Doktor v. d. Heide, es fällt mir allerdings sehr schwer, über jene Epoche meines Lebens zu sprechen. Aber augenblicklich kommt es nicht darauf an, was mir schwer oder leicht wird. Ich will versuchen, wenn Sie es wollen, Ihnen meine Gemütsverfassung jener Zeit auseinander zu setzen. Zunächst muß ich sagen, es steht nicht Helene v. d. Heide im Vordergrund, sondern meine Kunst. Ich hatte mich zehn Jahre auf den Akademien aufgehalten, um Maler zu werden. Ich hatte geglaubt, es einmal zu etwas Tüchtigem bringen zu können, aber ich hatte mich getäuscht; und in jenen Jahren, als ich zu Ihrer Schwester Beziehungen unterhielt, konnte ich die Erkenntnis nicht länger zurückdrängen, daß ich niemals über Mittelmäßigkeit

ihren letzten Willen und unterließ es, auf eigene Hand Nachforschungen anzustellen. Ich beschloß, das Geschick walten zu lassen. Dabei habe ich nie gezwweifelt, daß mir der, den ich nicht jucken durfte, noch einmal vor die Augen kommen würde.“

Wieder trat eine lange Pause ein.

Des Doktors Blick suchte den Boden, und Herr v. Gryn knackte nervös mit dem Revolver. Was sollte alles Reden? War er denn hierher gekommen, um um sein Leben zu betteln? Er biß die Zähne zusammen und trat ungeduldig mit dem Fuß auf.

„Doktor v. d. Heide, es ist an der Zeit. Schon ward heller Tag. Warum haben Sie mich hierher gerufen? Tun Sie, was Sie tun zu müssen glauben.“

Aber der Doktor starrte unentwegt in die Schneise. Wie feiner, goldener Staub drängte sich der Sonnenstrahl in den Nebel und hob die feuchte Schicht in die Höhe.

„Ja,“ jagte er gedehnt, „es ist hell geworden. Es sieht mit einem Male alles ganz anders aus.“

Dann richtete er sich zeremoniell in die Höhe, lästete den kleinen, runden Hut und sagte höflich-gemein: „Sie werden entschuldigen —, ich glaube, es ist besser, wir lassen Vergangenes vergangen sei. Guten Morgen.“ Er grüßte steif und ging.

Herr v. Gryn stand allein auf seinem Fleck neben den zwei Raummetern aufgestapelten Tannenholzes. Ein Windzug fuhr in den Wald und stärker raußten die Wipfel über ihm. Ein paar reife Tannenzapfen fielen klatschend nieder, irgendwo weiter hinten ertönte das leidenschaftliche Gurr-Gurr der Wildtauben, die vielleicht ihre Wanderung antreten wollten, und auf der Landstraße polterten rasselnd einige Wagen dahin, Milchkarren, die in die Stadt fuhren. Das tätige Leben begann.

Doktor v. d. Heide ging mit tief geknicktem Kopf und so eilig, wie er nur konnte, immer geradeaus. Er achtete so wenig auf seinen Weg und war so in Gedanken versunken, daß er ein über das andere Mal über eine Wurzel oder einen trockenen Ast stolperte. Einmal rannte er sogar gegen eine vertrocknete Tanne. Er kannte die Gegend nicht mehr genau und wußte nicht recht, wo er sich befand. Aber wenn er immer weiter ging, mußte er bald zum Waldwärterhäuschen kommen, und dann war es nicht mehr weit zu der kleinen Bahnstation. Und dann in den ersten besten Zug, und ein Zeitungsblatt vor die Augen. Nur nicht denken, nur nicht denken an die letzten Tage und an diesen jammervollen Morgen. Lieber Gott, war er denn verrückt geworden?

Und er stolperte weiter.

Es ging dem Doktor nicht anders als tausend und abertausend Menschen: der Alltag hatte viel an ihm verbrosen. Er war eine unendlich zarte und verschämte Natur und es gab kaum einen Tag, der ihm nicht, sei es in seiner Säuslichkeit oder in seinem Beruf oder auch in seinem Leben als Bürger des kleinen Städtchens, irgendeinen boshaften Ruff verlegte. Er war ein treuer Familienvater, ein geschätzter Arzt, und in der kleinen Stammtischrunde abends beim Bier wurde keiner bei seinem Fernbleiben so schmerzlich vermisst wie er. Sie liebten ihn alle. Seine Kranken nannten ihn einen guten Mann und erzählten ruhrende kleine Züge von ihm, und der unverheiratete Amtsrichter, der Herr Apotheker, der alte Postmeister a. D. mit dem Adlerorden 4. Klasse und der reiche Maurermeister, der die schönste Villa im ganzen Ort hatte und sich seit einiger Zeit nur noch Architekt nannte, — sie alle hegten für ihn ein zärtliches und fast zartes Empfinden. Zwar lachten sie oft schallend über sein frauenhaftes Erörten und das verlegene Lächeln, das er für ihre furchtbar derben und unzweideutigen Witze hatte; aber auf dem Grunde ihres Herzens lag doch etwas wie Reid und Kühlung über den, der es fertig



Ein Vollstreifer in einem Bauernhaus.

Wie gewaltig die Wirkung eines Vollstreffers eines unserer Artilleriegeschosse ist, zeigt obiges Bild, das ein von einer Granate getroffenes Bauerngehört an der deutsch-russischen Grenze zeigt.

hinaustäme. Mit einem Wort, daß ich nicht das war, wofür ich mich gehalten hatte, ein Künstler. Und ich verachtete Mittelmäßigkeit in der Kunst. Meine Niedergeschlagenheit war sehr groß. Ich machte einen tiefen Schnitt in mein Leben und gab mein vergebliches Studium auf. Damit war aber auch Helene v. d. Heides Schicksal besiegelt. Sie war viel zu sehr mit meinem Künstlertraum ver wachsen, als daß ich sie mit in mein nachheriges Leben hätte hinübernehmen können. Denn das stand fest bei mir, die Trennung von meinem bisherigen Leben sollte eine völlige sein. Daß sie litt, wußte ich wohl, aber mein Schmerz war so groß, es kam mir ganz natürlich vor, daß auch sie leiden mußte. Das, Herr v. d. Heide, ist meine Erklärung. Sie ist allerdings, zumal in dieser Knappheit, ungenügend. Ich weiß, Sie muß vor allem Ihnen ungenügend sein. Aber ich kann Ihnen keine andere geben. In jenen Wochen und Monaten habe ich Sie erwartet, und Sie wären mir nicht unwillkommen gewesen. Jetzt nicht.“

Der Doktor hob sein bekümmertes Gesicht. „Als ich zu meiner toten Schwester kam, fand ich auch nicht den leisesten Anhalt. Es war kein Schriftstück und kein Name da. Ich sah darin

gebracht hatte, so viel Reinheit und Schamhaftigkeit mit hinüber in seine Mannesjahre zu tragen.

Er aber zog Tag für Tag den schweren Pflug der Pflicht. Selten gab ihm das Leben eine Stunde, die ihn in längt vergangene Zeiten führte oder ihn über sich selbst nachdenken ließ. Auch zum Lesen guter Bücher war so selten Zeit. Nur manchmal, ganz unwillkürlich geschah es, daß seine Hand in das Bücherregal griff und einen alten verstaubten Klaffterband hervorholte, und für wenige Minuten hallten herrliche große Dichterworte heimlich durch seine Seele. Dann wunderte er sich wohl, daß solche Klänge nie reicher und voller durch sein Leben gebraucht waren, nie waren sie eigens zu ihm gekommen, immer nur aus weiter Ferne flüchtig herübergeweht. Was hatte er nicht alles gewollt, damals in seiner Jugend, in den Studentenjahren — — — Und mit traurigen Lächeln stellte er das abgerissene Schulbuch wieder an seinen Platz.

Natürlich hatte auch ihm das Leben an allen Ecken und Kanten keine Konzessionen abgenötigt. Aber ein unantastbares Heiligtum war heute wie immer für ihn das Leben der Schwester mit ihrer hingebenden Liebe und dem klaglosen Leiden. Daß er derzeit seine Mächte von sich ließ, war auch ein Tribut an die Forderungen des Tages, unter dem er schwer litt.

Als Herr v. Gryns Brief in seine Hände kam, rief er in dem Doktor geradezu eine heilige Revolution hervor. Er hatte das Gefühl, als werde jetzt zum erstenmal eine große Aufgabe an ihn gestellt. Er war wie in einem Rausch durch die Tage gegangen. Das Leben ist der Güter höchstes nicht! Er, der Tag um Tag nur um und für das Leben kämpfte, endlich sollte er für ein höheres Gut kämpfen und ringen. Längst eingeschlafene Ideale erwachten in seiner Brust und sahen ihn mit leuchtenden Augensternen an und riefen ihn mit unwirdigen erhabenen Worten.

O ja, er war bereit!

So hatte er getan, was er tun zu müssen glaubte, wollte er anders nicht sein Heiligtum, das Gedächtnis an seine Schwester, an ihrer beider sonnige, unschuldige Kindheit entweihen.

Und nun? Ach, er konnte nicht jagen, wie alles gekommen. Durchaus nicht, daß Erich v. Gryns Worte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, aber es war eben das erste Mal, daß diese Sache in das nüchterne Licht einer alltäglichen,

abwägenden Betrachtung gezogen wurde. Und nun sah sie so ganz anders aus als in dem dämmerigen Marschieren seiner Erinnerung. Und dann — — — er war doch bei Gott nicht hergekommen, um einen anderen, der sich auf seinen Ruf zur Stelle meldete, mir nichts, dir nichts herunterzuschleichen; er hatte doch selber mit seinem Leben, mit jedem Blutstropfen für diese Sache einstehen wollen. Aber da war ja gar nicht von einstehen die Rede! Das und noch vieles, vieles andre war der Grund, weshalb sich dieses Auge-in-Auge-Gegenüberstehen so ganz anders gestaltete, als er es sich noch vor einigen Tagen ausmalte. Er vermochte es eben gar nicht auszubriden, und es war ja auch ganz gleichgültig. Die Hauptsache blieb — — — und er empfand es mit tiefer Bekümmernis — — — daß er unrein geworden war, und daß wieder einmal eine rohe, täppische Macht den Sieg davongetragen hatte. Höhnisch schallte ihr plummes Lachen von allen Seiten. Er hätte weinen mögen. Und ihr Gedächtnis flatterte in all dieser Wirrnis wie ein armes, aufgeschrecktes Vögelchen.

Was! so stolperte sein Fuß auf dem holprigen Grund, und trauriger senkte sich seine Stirn.

„Herr Doktor v. d. Heide! Herr Doktor v. d. Heide!“

Er hörte nicht. Er wollte nicht hören, und eiskiger lief er vorwärts.

„Doktor v. d. Heide! Herr Doktor!“

Ach Gott, was fiel denn diesem Menschen ein. War es noch nicht genug der Beleidigung?!

„Doktor, um des Himmels willen, stehen Sie still!“

Da blieb er stehen und ließ ihn herankommen, und als er seine Nähe verspürte, wandte er sich sogar um, und blickte in ein Gesicht mit weitgeöffneten, flammenden Augen und leidenschaftlich erregten Zügen.

„Sie wünschen?“

„Doktor v. d. Heide, nicht so können wir auseinandergehen. Denken Sie an das, was Sie hierher führte. Sie haben es gewollt, und ob Sie können oder nicht, jetzt müssen Sie!“

Der Doktor stand wie ein Bild von Holz.

Und leidenschaftlicher und eindringlicher tönte Erich v. Gryns Stimme: „Sie können, Sie dürfen dieses Beisammentreffen nicht so endigen lassen. Bedenken Sie, Sie wie ich sollen jetzt nach Hause gehen, und die Erinnerung an diesen Morgen wird uns zeitlebens wie ein Gepest zur Seite stehen.“

Doktor v. d. Heide rührte sich nicht. Mit beiden Händen packte Herr v. Gryn seinen Arm. „Doktor, um des Himmels willen, verstehen Sie denn nicht, daß in dieser Stunde, vielleicht zum ersten und einzigsten Mal in Ihrem Leben etwas von Ihnen verlangt wird? Denken Sie an Ihre Schwester und was Sie ihr schuldig sind! Sie haben mich hierher gerufen. Ich lasse nicht mit mir spielen! Ich gebe nicht so von Ihnen! Sie sind es Helene v. d. Heide und sich selber und ich bin es mir und meiner Tochter schuldig. Was ist das Leben? Haben Sie den Mut!“

Da kam Leben in den Doktor.

„Herr v. Gryn — — —“ Er wollte etwas sagen, aber seine innere Bewegung ließ es nicht zu. Seine Lippen bebten. Er tastete erst unsicher mit den Händen in der Luft umher, dann griff er Herrn v. Gryns Hand und umschloß sie fest.

„Herr v. Gryn — — —“ Er konnte immer noch nicht. Mit aller Anstrengung brachte er kein Wort hervor, nur fester und fester drückten seine warmen Hände die eiskalten Finger.

Ihrer beider Augen trafen sich in einem langen Blick.

„Lassen Sie es genug sein. Ich — — — ich danke Ihnen!“ Und ungestüm riß sich Doktor v. d. Heide los.

Eine Viertelstunde später trat Herr v. Gryn aus dem Walde heraus. Die Straße lag im Sonnenschein, blau und klar wälzte sich der Himmel über die sanften Wellen der weiten abgeernteten Fluren.

Ein Gespann ratterte die breite, leere Chaussee daher. Es war der kleine Einspänner des alten Landdoktors. In seinem dicken Ledermantel und der wollenen Mütze saß er vorn in dem niederen Wägelchen und ließ die Peitsche spielend auf dem Rücken seines kleinen, jabbellenfarbigen Poney tanzen. Sein steter Begleiter, das niedliche, zottige Löwenhündchen, saß ihm zur Seite und guckte mit flugen, blanken Augen in die Landschaft rundum.

„Morgen, Herr v. Gryn, Morgen!“

Mit einem Ruck brachte er das Pferd zum Stehen, streifte den wollenen Häufeling ab und streckte dem Näherkommenen die Hand hin.

„Was der Tausend machen Sie denn schon in dieser Frühe hier draußen? Seit wann treiben Sie Jagdsport?“ Und bei sich dachte er: Was ist dem Mann? Er steht aus, als wenn ihm jeben ein Stück Himmel ins Herz gefallen wäre.

Echte extrastarke Walthorus (Destillat) 1 Dtz. Mk. 250, nur bei 30 Fl. Mk. 6.— franko. — Chemische Werke E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20.

Geld gibt ohne Zinsen, schnell, reell, sichere Ratennützungen, seit 1891 bestehende Firma Schulz & Co., Berlin 110, Kreuzbergstraße 21. Stichporto.

Karte von Frankreich

Maßstab 1:1000000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korsika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem weitlichen Kriegsschauplatz.

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zuendung erfolgt gegen Voreinrichtung d. Befrages portofrei

Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Feld-Post

Rheuma
tische Beschwerden

Dr. R. Reiss RHEUMASAN

Erhältlich in Apotheken.

Die altbewährte, preisgünstige, wellbekannte nicht einleitende

Blitz-Strick-Wolle

Deckenwolle, Strumpfwolle, Plüsch schon zu M. 1,90

Isiert auch an Privat (Muster franko) die **Erfurter Garnfabrik**

Hoflieferant in Erfurt W. 247.

Neue Gänsefedern, wie sie von der Gans gepickt werden, mit allen Daunen à Pfd. 1,60 Mk. Dieselben Federn, mit allen Daunen, grob gereinigt, à Pfd. 2,25 Mk. gut gereinigt, mit allen Daunen à Pfd. 3,35 Mk. verdinge gegen Nachn., nehme, was nicht gefüllt, zurück.

August Schuch, Gänseanstanstalt, Neu-Zerbin 9 (Oderberg).

Das allerbeste Geschenk für jede Dame ist eine

„Atama“ Edeltrauf Federwe Abbildung.



„Atama“ ist das allerbeste von Federn und kostet 40 cm lang 10 Mk., 50 cm lang 15 Mk., 50 cm lang 25 u. 30 Mk. Zu beziehen nur von

Hesse, Scheffelstraße 10, 12, 28, Einz. Federn u. Nachn. Ausw. geg. Ref.

Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Hals- und Lungenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit durchaus unentgeltlich (nur gegen Einwendung des Briefportos) mit, wie ich durch ein ebenso einfaches wie billiges und dabei doch so überaus erfolgreiches Verfahren von meinem langwierigen Leiden (altm. starken Asthma, Husten, Auswurf, Nachtschweiß, Abmagerung usw.) befreit wurde.

Leop. Dick, Grosskönigsdorf 374, Rheinland.

Das als Warenzeichen **„Tutwohl“** extrastarker gesetzlich geschützte **Karm-litergel** (vorzüglich wirkendes Massagemittel) 12 Pf. Mk. 3.—, bei 24 Fl. Mk. 6.— kostenfrei

— liefern nur die **Tutwohl-Werke, Halle a. Saale.** —



„Ich mußte einmal nach meinem Holzbestand sehen, Herr Doktor.“

„Und so früh? In diesem Nebel?“ Er schüttelte gutberzig den alten Kopf. „Müssen Sie nicht tun! Müssen Sie nicht tun! Ist nicht gut. Denken Sie an Ihre Frau.“

Herr v. Gryn drückte noch einmal die alte, weisse Hand.

„Ich denke an sie, Herr Doktor. Guten Morgen!“

Herr v. Gryn ging weiter. War das wieder ein memento mori? O, er wußte, daß ihm nur noch eine kleine Weile beschieden war. Eine kleine Weile! Aber was ist Zeit, wenn der Glanz der Ewigkeit auf sie fällt!

Zu ihr! Nachher schritt er die Anhöhe hinauf und sah sein weisses Haus durch die herbstlich gelichteten Büschen schimmern.

Sie stand mit Welsch auf der Treppe im Sonnenschein. In der Hand drehte sie einen bunten, schillernden Gegenstand. Es war eine Muschel, die ihr der alte Fischer, der eben Herrn v. Gryn am Eingang der Allee begegnete, gebracht hatte, weil Frau v. Gryn ihn öfters mit allerlei Gaben unterstüzte.

„Sein Sohn, der Matrose, hat sie aus Indien mitgebracht. Sieh nur. Ich habe sie so ungeru genommen, aber ich mochte den Alten nicht fränken. Die Leute sind rührend, sie tun, was sie können.“ jagte sie.

Sie hielt das glänzende Gehäuse an ihr Ohr. „Die Männer der Wissenschaft nehmen uns alle Poesie. Dies Singen und Klammern, klingt es nicht wirklich wie das wehmütige Klageklage über ein verlorenes Glück?“ Und mit plötzlicher Ideenverbindung setzte sie hinzu: „Nimm Du sie, bitte, sie mag auf Deinem Schreibtisch liegen.“

Aber er legte die Muschel stillschweigend beiseite und sagte dann: „Bin ich denn wirklich ein so löcheriger Mann, daß ich über Verlorenes klage, wenn ich das Glück mit beiden Händen halte? Komm mit mir.“

Und er zog sie in sein Zimmer.

Sedankensplitter.

Strebe rastlos nach Vollendung,
Nur Verdienst ist wert des Lohnes;
Für versäumte gute Taten
Gibt es keine Wiederkehr.

Hafis.

Kriegs-Allerlei

Der latonische Adol. Ein Mitarbeiter in Baden schreibt der „Frankf. Z.“: Ein junger Baueremann aus unserm Dorfe hatte von Anfang an mitgekämpft und war zuletzt in Flandern dabei. In drei Monaten hatte er zwei Briefe geschrieben, der erste lautete:

„Liebe Frau!
Ich lebe noch, und das Räcklein habe ich erhalten, wenn der Bub böß ist, dann hau ihn. Gruß Adol.“

Der Zweite wich wenig davon ab:
„Liebe Vertha!
Ich lebe immer noch, was mich sehr wundert, wenn der Bub noch böß ist, dann hau ihn wieder!
Gruß Adol.“

Vor einigen Tagen kam eine Photographie aus einem Lazarett in Heidelberg; darauf sah die junge Frau ihren Mann neben einer Anzahl andern, und er hatte das Eisene Kreuz auf der Brust. Auf der Rückseite des Bildleins stand:

„Liebe Vertha!
Ich war verwundet, ist wieder gut, morgen geht's los. Wenn der Bub böß ist, dann nimm ihn bei den Ohren.
Gruß Adol.“

Die Frau schrieb ihm, daß er doch wenigstens mitteilen möchte, wie er das Eisene Kreuz erhalten hätte. „Das mit dem Eisernen Kreuz,“ schrieb er, „daß war sehr einfach: Der Major rief mich, ich mußte stillstehen, und der Feldwebel hat mir's angeheftet. Gruß Adol.“

Kind und Dampfer. Ein Leser der „Frankfurter Zeitung“ schreibt: Der englische Dichter Rudyard Kipling veröffentlichte vor einigen Jahren ein Gedicht, dessen Inhalt in diesen Tagen außerordentlich zeitgemäß anmutet, da es eine Ausshungserung Englands, wie wir sie jetzt als Gegenmaßregel antreten müssen, in dichterischer Vorahnung beleuchtet. Es könnte heute entstanden sein. Zur Form ist zu bemerken, daß ein Gespräch zwischen Kind und Dampfer angenommen ist. Ich habe versucht, das Gedicht in freier Uebersetzung wiederzugeben:

D, was wollt ihr ziehen, ihr mächtigen Dampfer,
Voll unserer Kohle, die Salzsäure hinaus?
Wir holen das Brot dir und Bier und Butter
Und Fleisch aller Arten und Früchte nach Haus.“

Und wo wollt ihr's holen, ihr mächtigen Dampfer,
Wohin soll ich schreiben, wenn fern ihr dem Strand?
Wir holen in Melbourne, in Quebec, in Bombay,
Nach Hongkong zu schreiben, nach Vancouverland.“

Doch wenn euch was zustoßt, ihr mächtigen Dampfer,
Wenn led ihr geworden auf salziger See?
Dann hast du Kasse nicht und Wasser zum Frühstück,
Nicht Bröckchen noch Rosbrot dann hast du zum Tee.“

O, dann will ich beten, ihr mächtigen Dampfer,
Um hüpfende Wellen und spielenden Wind!
„Ach, Stürme tun gar nichts uns mächtigen Dampfern.
Die eisern und stählern vom Kiel aus wir sind.“

So will einen Leuchtturm, ihr mächtigen Dampfer,
Ich bauen voll Lötten: Die führen euch klar.
„Ach, hell wie ein Wallfaal ist längt der Kanal schon,
Und Lötten wie Serringe gibt es genug!“

Was kann ich denn machen, ihr mächtigen Dampfer,
Was kann ich denn tun, daß ihr heil und wohltauf?
„Die Schlachtschiffe sende, die grozen, zu wauchen,
Daß keiner uns hemme in unserm Lauf!“

Das Brot, das du isst, und den knusprigen Zwiebad,
Das süße Konjekt und das Fleisch, das dich nährt,
Wir bringen's dir täglich, wir mächtigen Dampfer,
Und hindert uns einer — der Tod dich begehrt!“

„Nur im Rechnen wollte es ihm nicht gelingen . . .“ In dem Lebensbild des Generalfeldmarschalls Paul v. Hindenburg, das wir mitgeteilt, sein Bruder Bernhard v. Hindenburg herausgegeben hat, ist auch das Zeugnis abgedruckt, mit dem der kleine Paul v. Hindenburg im Jahre 1857 die Quinta des Gymnasiums in Glogau verließ, um auf die Kadettenanstalt in Wahlstatt überzugehen. In ihm findet sich eine Stelle, die heute angesichts der genial berechnenden Heeresführung des großen Feldherrn fast erheitertend berührt: da wird festgestellt, daß „seine Leistungen nach der letzten Viertelsjahrskur in der Religion, im Lateinischen, Französischen und in der Geographie hinreichend waren, und im Deutschen gut; nur im Rechnen wollte es ihm nicht gelingen, den Ansprüchen zu genügen“. . . — Heute genügt Hindenburgs Rechenkunft auch weitgehenden Ansprüchen; nur im Widieren scheint er noch ein bißchen schwach zu sein: es dauert bei seinen Siegen in der Regel einige Tage, bis er die Zehntausende von Gefangenen zusammen hat.

Rätsel-Ecke

Rästel.

I.

Man kann mich vor- und rückwärts lesen,
Und nur ein Hauch verbindele mich.
In mir vereinigen zwei Wesen
Der Regel nach auf immer sich.
Zum Himmel kann ich dir auf Erden
Bisweilen auch zur Erde werden.

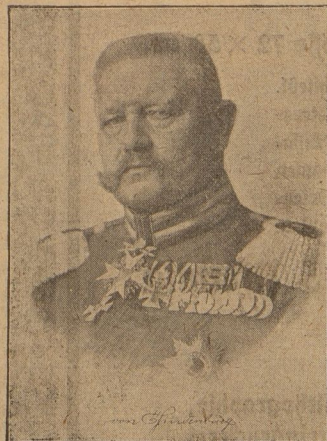
II.

Willst du in deiner Krankheitsnacht erwarmen,
So brauche, was die Erste spricht;
Die Zweite ruht in weichen Meeresarmen,
Bis einft der Welttanba zerbricht.
Das Ganze ist ein lieber Fleck der Erde,
Wo für das Eble noch die Herzen glühn;
Wo reich das Glück sein üppig Füllhorn leerte
Und schöne seltsame Blumen blühn.

Lh. Korner.

Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung des Rästels in voriger Nummer:
Ameise.

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:



Bildgröße 28x38 cm
Kartongröße 45x60 cm

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und
unseren HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton
zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt.
(Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt
spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine
wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer
hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

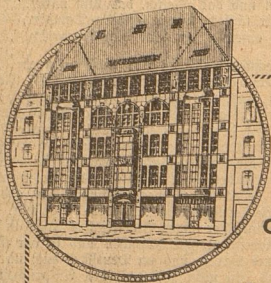
Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.
Wilhelm, Kronprinz
von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz
von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
von Beseler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringen, Generaloberst
von Kluck, Generaloberst



Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084
Telegrammaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben; denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

Wilhelm Greve's Karte

vom

Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Volksausgabe A



Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Wilhelm Greve, Königl. Hof-Lithographie,
Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 1671, 9862, 11084

